

Nostalgie

von E. K.

Wer heutzutage - vielleicht zufällig - in irgendeiner größeren oder mittleren Stadt auf einen sogenannten Floh- oder Heddeles-Markt gerät, der sieht dort junge Leute begeistert in altem Trödelkram wühlen, er sieht sie in vergilbten Büchern blättern, deren Frakturbuchstaben ihr helles Entzücken erregen, er sieht sie Petroleumlampen, Pferdesättel, Hufeisen oder Wagenräder erstehen und freudig erregt zu ihrem Auto bringen. Unter den Käufern finden sich korrekt und sorgfältig Gekleidete ebenso wie nachlässig oder phantasievoll Gewandete, hier und da suchen auch ältere Käufer etwas Besonderes, ein Geschenk für Tochter oder Sohn, oder wollen nur einmal die Atmosphäre eines solchen Marktes erleben.

Wer die meisten jungen Käufer nach Hause begleiten könnte, würde dort in ihren Räumen oder Wohnungen manches von der Decke baumeln, auf Wandborten stehen, an Wänden hängen und in Schränken eingeordnet finden, was die Generation ihrer Eltern als abscheuliche Staubfänger verpönt, als unpraktische, viel Mühe und Arbeit kostende Überflüssigkeiten verbannt und dem Müll überantwortet hat: verbogene Kupferkessel, zerbeulte Molkereikannen, Handkaffeemühlen, Nippfiguren, Bierseidel, alte Drucke, Zinnkrüge, Schöpflöffel von anno dazumal, das Kochbuch der Henriette Davidis neben einer kupfernen Wärme flasche, Porzellan und Möbel, deren einziges gemeinsames Kennzeichen ihr Alter ist.

Wird man in solch ein Heim eingeladen, kann man neben alten, krächzenden Schallplatten, die wie Kostbarkeiten gehütet werden, auch die einst so inbrünstig in Küchen und Handwerksstuben gesungenen Lieder hören, diese allerdings von neuen Tonträgern. Etwa: »Müde kehrt ein Wandersmann zurück«, »Grün, ach grün, ich liebe dich«, »Sabinchen war ein Frauenzimmer«, oder das unverwüstliche Lied von Fritze Bollmann.

Besonders gern werden von jungen Sammlern alter Dinge modernisierte Altbauten bezogen, weil in ihnen noch Raum ist für all jene Überflüssigkeiten, an denen ihr Herz hängt, weil es dort noch Erker, Nischen und Alkoven gibt und nicht jeder Quadratmeter berechnet, nicht jede Küche ein winziges Labor, sondern ein Raum ist, in dem man sich aufhalten, den man einrichten, in dem man seine Phantasie walten lassen und auch einmal Gäste um den Kochtopf versammeln kann.

Diese Altbauten aus der Gründerzeit wiederum, deren Stuckverzierungen vor noch nicht langer Zeit als scheußlicher Zuckerbäckerstil verworfen, abgeschlagen und durch glatten Putz ersetzt wurden, soweit nicht der ganze Bau gleich dem Abbruch zum Opfer fiel, diese Altbauten werden heute selbst von jenen verteidigt, die einst den nüchternen, in aller Welt gleich ausschauenden Zweckbau, die Wohnmaschine, das Hochhaus als die Architektur der Zukunft bezeichneten.

Heute möchte ein gewandeltes Empfinden diese Häuser - soweit sie noch vorhanden sind - um jeden Preis erhalten wissen, weil sich gezeigt hat, daß sie die Eintönigkeit der schmucklosen Neubautenfronten unterbrechen, weil sie einer Straße und einer Stadt ein Gesicht geben, weil in ihnen Menschen sich eher heimisch fühlen können als in den modernen Wohnwaben, in denen die Mieter oft wechseln, die gute Nachbarschaft seltener ist.

Wie selbstverständlich es für die Menschen der Jahrhundertwende noch war, daß ein Haus nicht nur den Zweck erfüllen, sondern auch - dem damaligen Geschmack entsprechend - schön sein müsse, das bemerkte mancher erst, als mit Hilfe neuer Farben viele dieser alten Fassaden zu leuchten begannen, als geschickte Maler durch kühne Töne die Laibungen der Fenster, die Schmuckbänder, die Gesimse und Stuckarbeiten vom Grundanstrich absetzten und somit dem staunenden Betrachter ein Stück unserer Baugeschichte neu vor Augen stellten und ins Bewußtsein rückten.

Unter dem Oberbegriff »**Nostalgie**« pflegt man diese und viele andere Erscheinungen unseres heutigen Lebens zusammenzufassen. Nostalgie, das ist eine Strömung, die man gern als international bezeichnet, weil sie nahezu die ganze Welt erfaßt hat, und tatsächlich ist in aller Welt der Wunsch vorhanden, zu sich selbst, zu den eigenen Ursprüngen zurückzufinden, das von den Vätern Ererbte zu erwerben, um es zu besitzen, wie es in dem Dichterwort so schön heißt; gerade deshalb ist diese Strömung nicht im üblichen Sinne international. Vielmehr besitzt sie in jedem Volk, in jedem Land ihre besondere Färbung, ihren eigenen, unverwechselbaren Charakter.

Betrachten wir den deutschen Raum, so ist dieses Heimweh nach dem Gestern und Vorgestern, nach der eigenen Geschichte, nicht plötzlich und unvorbereitet über uns hereingebrochen oder von außen an uns herangetragen worden. Die Entwicklung hat sich seit langem angekündigt und war bis zu einem gewissen Grade sogar zwangsläufig, wenn zu ihr auch verschiedene Umstände beigetragen haben.

Als im Jahre 1945 der Zweite Weltkrieg endete, war das Deutsche Reich zerbrochen, unter die Siegermächte in Einflußsphären aufgeteilt. Viele Städte lagen in Trümmern, zwischen denen hungernde Menschen umherwanderten. Millionen Flüchtlinge und aus ihrer ostdeutschen Heimat Vertriebene strömten in den Westen. Über all diese geschlagenen, gedemütigten, hungernden Menschen ergoß sich nun die Umerziehungspropaganda, die nichts von dem bestehen lassen wollte, was den Deutschen einst teuer gewesen war. Alle großen und verehrungswürdigen Gestalten der deutschen Geschichte sollten nun plötzlich Vorläufer und Wegbereiter Hitlers gewesen sein, die gesamte preußisch-deutsche Entwicklung ein zwangsläufig zum Nationalsozialismus führender Weg.

Mit Hilfe des berüchtigten Fragebogens führten zahllose Entnazifizierungskomitees im Auftrag der Militärregierung eine Art Inquisition durch, die Schrenck-Notzing später sehr treffend als »*Charakterwäsche*« bezeichnete.

Nur der damals jungen Generation wurde nach geraumer Zeit Generalamnestie erteilt. Bei ihnen berücksichtigten die Sieger, daß in einem totalitären Staat ein ungeheurer Meinungsdruck ausgeübt werden kann, daß Menschen durch langsam sich steigernde Suggestivbehandlung allmählich auf bestimmten, den Machthabern wichtig erscheinenden Gebieten denk- und urteilsunfähig bis zur völligen Willenlosigkeit gemacht werden können.

Leider wurden diese damals jungen Menschen nun nicht etwa von ihren Suggestionen geheilt durch Aufklärung über Wesen und Wirken der Massenbeeinflussungsmittel, sie wurden auch nicht zu voraussetzungsloser Erforschung der Geschichte ermutigt, um aus Parallelen zwischen Vergangenen und der eben erlebten Katastrophe die Hintergründe und wahren Ursachen von Kriegen kennenzulernen. Vielmehr wurde ihnen gerade von denjenigen, in deren Geschichte der Völkermord eine erhebliche, von der Religion häufig sogar sanktionierte Rolle gespielt hatte, nun eine neue Suggestion anstelle der früheren eingepflanzt: Es wurde ihnen eingeredet, an allem Elend in der Welt seien im Grunde die Deutschen schuld.

Die Voraussetzungen für die Übernahme einer solchen Einrede waren gegeben. Geschwächt und verängstigt durch Hunger und Kälte, den Mangel am Notwendigsten, den Verlust der Angehörigen, die Vertreibung aus der Heimat, die Zerstörung der Städte, hatte die Willkür der Besatzungsmächte in den Deutschen ein Gefühl des totalen Ausgeliefertseins erzeugt. Die nun folgenden immer neuen Enthüllungen über die im Namen des deutschen Volkes von den Machthabern des Dritten Reiches

verübten Verbrechen, teils verzerrt, teilweise aber auch unleugbar wahr, tilgten daher in vielen enttäuschten Nationalsozialisten auch die letzten Reste des Glaubens an diese Ideologie. Da aber ein zerstörter Glaube ein Vakuum hinterläßt, das nach neuem Inhalt verlangt, so erlagen sie der eindringenden Propaganda und gaben sich sogar der Täuschung hin, ganz neue, eigene Wege zu gehen, wenn sie nun die deutsche Vergangenheit in Bausch und Bogen verdammten, ja sogar die Berechtigung des Bestehens von Völkern überhaupt in Frage stellten.

Neben diesen Enttäuschten gab es eine Anzahl junger Menschen, die während des Dritten Reiches kritisch und zurückhaltend geblieben waren, sei es aufgrund elterlichen Mahnens, sei es infolge starker anderweitiger religiöser oder ideologischer Bindungen, sei es auch einfach deshalb, weil eine wache, gegen Massenbeeinflussung widerstandsfähige Vernunft sie davor bewahrt hatte, den nationalsozialistischen Parolen zu verfallen.

Auch diese wollten von Bindungen an das eigene Volk wenig wissen. Gefühle, Gemütsbewegungen, Stimmungen verabscheuten sie; denn diese hatten - wie sie meinten - in der Vergangenheit genug Unheil angerichtet. Die Wirkung von Massensuggestion wurde also als Gemütsbewegung betrachtet, ein zu allen Zeiten auftauchender, schwerwiegender und schwer auszuräumender Irrtum.

Obwohl diese jungen Intellektuellen glaubten, nur ihrer Vernunft zu folgen, obwohl sie die sogenannten »Emotionen« verabscheuten, waren sie - ohne es selbst zu merken - derart emotionsgeladen, daß sie mit wütendem Haß auch diejenigen verfolgten, die nun endlich eine wahrheitsgetreue Geschichtsforschung betreiben und sich dagegen wehren wollten, daß beständig mit zweierlei Maß gemessen wurde, je nachdem, ob es sich um Deutsche oder um Angehörige anderer Nationen handelte. Auch sie begriffen also nicht, daß der Nationalsozialismus nicht ein völkisches Erwachen, sondern eine Verhinderung desselben gewesen war.

Nun ist es für den Menschen immer sehr schwierig, die Gegenwart, die jeweilige Zeitgeschichte, mit dem nötigen Abstand zu sehen und zu beurteilen. Wieviel mehr gilt das für junge Menschen, deren geringer Erfahrungsschatz sie nahezu alle Erlebnisse als einmalig, als neu und nie dagewesen einordnen läßt. Es war demnach begreiflich, daß gerade die dem Nationalsozialismus gegenüber kritisch und zurückhaltend Gebliebenen nun nur noch ihrer Vernunft trauen, daß sie von Phrasen und Pathos nichts mehr wissen wollten. Verhängnisvoll war dagegen, daß gerade diese jungen Intellektuellen fast durchweg im Marxismus den Inbegriff von Vernunft und Menschlichkeit sahen.

Unter alles Vergangene wollten sie einen dicken Strich ziehen und ganz von vorn anfangen. Die »Avantgarde«, den Vortrupp, wollten sie bilden für eine »progressive«, eine fortschrittliche Kunst; durch »engagierte«, verpflichtete, gebundene Literatur wollten sie die Menschen, die Gesellschaft, die Politik ändern. Ganz bewußt strebten sie an, die geheiligten Schranken zu durchbrechen, hinter denen - wie sie meinten - viele der von den Deutschen geliebten und bewunderten Künstler ihr besinnliches und ach so betrübend unpolitisches Werk geschaffen hatten. Ohne zu überlegen, daß sie die einst im nationalen Sinne »Engagierten« heute unbarmherzig verdammt, hielten sie es für unverantwortlich, sich nicht international zu engagieren, sich in den »Elfenbeinturm« zurückzuziehen.

Dennoch zeigte sich zuweilen selbst bei einigen dieser Links-Intellektuellen schon, daß die Umerziehungsstrategen den Bogen überspannt und das Gegenteil des von ihnen Angestrebten erreicht hatten. Hans Werner Richter schrieb im Jahre 1962 über die Anfänge der jahrzehntelang meinungsbeherrschenden Gruppe 47, ihre Mitglieder hätten geglaubt, demokratisches Denken ließe sich nur von oben nach unten vermitteln, nicht von unten nach oben und schon gar nicht mit einem neuen Untertanengefühl, diesmal gegenüber den Besatzungsmächten (Almanach der Gruppe 47, Rowohlt Paperback R 14, S. 10)

Heinrich Böll wiederum erklärte Ende 1973 im Verlauf eines Gesprächs mit einem französischen Journalisten:

»... Ich war ein Gegner des Naziregimes von Anfang an, aber das bedeutet überhaupt nichts. Das war mein Privatvergnügen. Aber dann kamen die kollektiven Beschimpfungen. Das Bewerfen mit Steinen durch die Amerikaner, auch von der französischen Bevölkerung oder der belgischen. Die haben mich eigentlich dem Deutschen wieder näher gebracht. Ich will das gar nicht dramatisieren. Aber durch das Erlebnis, zu diesen Menschen zu gehören, zu denen ich vorher eine totale Distanz hatte, entstand eine Beziehung zum Deutschen, die ich fast metaphysisch nennen möchte. Ich hätte auf keinen Fall nicht dazugehören mögen...« (FAZ v. 13.12.1973, Interview Heinrich Bölls mit Jean Louis Rambures, Übersetzung aus »Le Monde«)

Mit diesen Worten trifft Heinrich Böll ziemlich genau die Grundstimmung eines zum Schweigen verurteilten Volkes, eine Grundstimmung, die sich zunächst in einer Art passiven geistigen Widerstandes, in einer Ohne-Mich-Haltung kundtat, die aber trotzdem schon den Keim für eine spätere Besinnung enthielt. Zunächst ging die Mehrheit der Deutschen an die notwendige Aufbauarbeit und schluckte schweigend, teils beschämt, teils erbittert die Vorwürfe und Verunglimpfungen herunter, nahm

entsetzt oder ungläubig die haarsträubenden Veröffentlichungen auf, die von allen Seiten auf sie herniedergingen. Man hatte den Krieg verloren. Es war von deutscher Seite viel Unrecht geschehen. Man würde dafür zahlen müssen. Im übrigen ging Macht vor Recht.

Die politische Entwicklung, der kalte Krieg, der Beitritt der Bundesrepublik zur NATO, die Teilung Deutschlands in zwei Interessensphären änderten im Prinzip nichts an der Demutshaltung, in der die Besiegten den Siegern gegenüber zu verharren hatten, nur verschaffte das sogenannte deutsche Wirtschaftswunder der Bundesrepublik ebenso wie der DDR in der Welt wieder ein gewisses Ansehen, das freilich sogleich auch ständig sich steigernde Forderungen nach sich zog, ein ungeheures Aufblühen und Aufblähen der Wirtschaft, den Zuzug von Millionen Gastarbeitern, die Verschandelung ganzer Landschaften, die Verschmutzung der Umwelt, kurz, die Gefährdung der Lebensgrundlagen des Volkes.

Eine echte Hilfe zur Bewältigung dieser Fragen boten die »engagierten«, die »progressiven« Intellektuellen dem Volk in dieser Lage nicht. Von wenigen Ausnahmen abgesehen redeten, schrieben und handelten sie an den Menschen vorbei; denn diese Deutschen, die so zäh und geduldig darangegangen waren, die Trümmer des Krieges wegzuräumen, jeder für sich seine kleine Welt neu aufzubauen, die Familienangehörigen von überall her zu sammeln, die Kinder etwas lernen zu lassen, die Heimkehrer aufzunehmen, die Flüchtlinge einzugliedern; sie wollten eine gewisse Ordnung in ihrem Leben haben, wollten sich an etwas halten können. Doch obwohl diese Einstellung dazu beitrug, viele fast unlösbar scheinende Probleme zu bewältigen, wurden sie von den Intellektuellen dafür als Spießbürger beschimpft, die wieder nur ihre heile Welt suchten.

Gewissermaßen im gleichen Atemzug aber redete man ihnen ein, jeder habe ein Recht darauf, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen, alle seine Triebe auszuleben; nur dadurch sei Frustration zu vermeiden und das Ideal der Selbstverwirklichung zu erreichen.

Diese allmählich bei allen Massenmedien zur Gewohnheit werdende Publikumsbeschimpfung hatte ideologische Ursachen. Liberalisten wie Marxisten glaubten nämlich, die Freisetzung aller menschlichen Fähigkeiten, Bedürfnisse und Triebe würde von selbst zu einer äußersten Humanisierung des Lebens führen. Beide wollten nicht wahrhaben, daß eine unbeherrschte Freisetzung aller Lebenskräfte nicht freie, sondern von ihren Trieben abhängige, unbeherrschte und damit für jede Gemeinschaft gefährliche Menschen schafft.

Da nun bei denjenigen, die diesen Aufrufen zur Enthemmung folgten, zumeist nicht die vorausgesagte seelische Entfaltung, ja nicht einmal Zufriedenheit, sondern immer neue Forderungen sowie eine offenkundige Vergröberung und Verkümmern seelischer Fähigkeiten, eine Verwahrlosung der Umgangsformen zu beobachten war, fühlten sich die konservativen, an teilweise überholten Normen Festhaltenden in ihrer Auffassung bestätigt, man müsse auf das Alte zurückgreifen, um das Neue zu bewältigen. Früher sei eben alles besser gewesen, auch die frühere Strenge habe durchaus ihre Berechtigung gehabt; der Mensch sei, wie das Christentum zu Recht behaupte, eben doch ein sündiges Wesen.

In dem an sich begreiflichen Wunsch also, die alte Ordnung nicht aufzugeben, bevor eine bessere neue gefunden ist, dürfte eine der Wurzeln für die nostalgische Sehnsucht nach dem Gestern liegen. Unbeabsichtigt wurde diese Wurzel gehegt und gepflegt von denjenigen, die den Konservativen, der sogenannten Reaktion, den schärfsten Kampf angesagt hatten.

Der Grund für ihren Mißerfolg lag darin, daß sie sich vom Menschen ein wirklichkeitsfremdes Wunschbild geformt hatten.

Wie wir aus der Religionsphilosophie Mathilde Ludendorffs wissen, ist die Freiheit des Menschen zu Gott nur dadurch gegeben, daß sein Selbsterhaltungswille unvollkommen ist. Alle Pflichten gegen Familie und Volk, ja sogar die Erhaltung des eigenen Lebens und der Gesundheit kann dieser unvollkommene Wille aus kurzfristigem Glückshunger oder aus Leidangst mißachten. Damit ist der Mensch das einzige ungesicherte Lebewesen auf dieser Erde. Zu allen Zeiten schufen sich daher die Menschen durch von der Vernunft festgesetzte Verhaltensweisen eine Art Instinktersatz. Sie gaben sich ein Sittengesetz. Da die Vernunft irren kann, und da sie sich besonders leicht irrt, wenn sie in religiösem oder ideologischem Wunschdenken befangen ist, wurde das Ideal, nämlich ein Sittengesetz, welches dem einzelnen ein Höchstmaß an Freiheit gewährt, ihm nur die zur Volkserhaltung unbedingt notwendigen Schranken auferlegt, leider recht selten erreicht.

Heute bietet die Gotterkenntnis ein solches, von Vernunftirrtümern freies Sittengesetz. Wollten Menschen sich dieser Grundlage bedienen, wäre der freiheitliche Rechtsstaat kein so verletzliches und gefährdetes Gebilde, um das wir ständig bangen müssen. Der Aufruf zur unbeherrschten und ungehemmten Freisetzung aller Lebenskräfte dagegen schützt ebensowenig vor der Gefahr eines Unrechtsstaats wie die nostalgische Sehnsucht nach den starren Grenzen von gestern.

Spielte sich die Auseinandersetzung zwischen den konservativen und den vermeintlich fortschrittlichen Kräften im wesentlichen auf der Ebene des Bewußtseins ab, so gab es daneben eine Unterströmung, die aus anderen Quellen gespeist wurde.

Die Umerziehungspropaganda, der nach Kriegsende zunächst alle Kräfte beanspruchende harte Daseinskampf, der mit steigendem Wohlstand sich einstellende Wunsch nach erhöhtem Lebensgenuß genügten zunächst, um die Deutschen in Atem zu halten.

Die am geistigen und kulturellen Leben Teilnehmenden fanden nicht viel Verlockendes. Wieder erwiesen die Intellektuellen und Künstler sich wenig hilfreich, die Menschen vom Materialismus zu erlösen. Für die wissenschaftsgläubigen Marxisten waren Dinge, die man nicht nachweisen konnte, nicht vorhanden. Das Göttliche war nicht zu beweisen, also war das Wort Gottes eine Leerformel. Die Kunst war ein Produkt wie andere auch, für die Liberalisten wurde sie zur Ware. Gerhard Szczessny schreibt dazu in seinem Werk *»Die Disziplinierung der Demokratie«*, S. 25/26:

»Auch in den letzten und vorletzten Phasen der modernen Kunst spiegelt sich die alles beherrschende Wissenschaftsgläubigkeit. Es werden die phänomenologischen Elemente und Oberflächen der Dinge dargestellt: Linien, Farben, geometrische Figuren, Konserven, Menschen und Situationen 'wie wir sind'. Aber was eine Linie, eine Farbe, eine Figuration, ein Gegenstand bedeuten, läßt sich nur von einem das Gegenständliche transzendierenden Standpunkt darstellen. Wenn man einen solchen metafaktischen Bezugspunkt ausklammert, fallen alle Gegenstände in die Inhaltslosigkeit leerer Attrappen zurück. Jene Literatur und Kunst, die sich selbst für avantgardistisch hält, läßt sich unter diesem Gesichtspunkt als Versuch verstehen, die Transzendenz-Leere entweder zum ausdrücklichen Programm zu machen (alle realistischen und formalistischen Schulen) oder sie - heroisch oder zynisch - als fällige Entdeckung der bisher verschleierte Sinnlosigkeit des Lebens zu beschreiben (alle Schulen, die die Absurdität, die Häßlichkeit und Brutalität der Dinge zum Gegenstand ihrer Darstellung machen).«

Um die Kunst, von der Gerhard Szczessny hier spricht, hatten sich viele Deutsche lange Zeit ehrlich bemüht. Sie hatten die sogenannten Bestseller gelesen, hatten Theaterstücke und Filme angeschaut, mit denen man ihr Bewußtsein verändern wollte. Auch das Absurdeste hatten sie zu begreifen versucht, aber schließlich hatten sie es aufgegeben und sich schweigend abgewandt.

Statt dessen führen, von der offiziellen Meinungsmache nicht wahrgenommen, totgeschwiegen oder glossiert, endlose Wagenkolonnen zu dem als Kitsch verlästerten Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald, zu den Sieben Steinhäusern, zu allenthalben entstehenden Museumsdörfern, zum sagenumwobenen Mummelsee, zu den Schlössern Ludwigs II. von Bayern, zum württembergischen Stammsitz der Hohenzollern. Die Menschen wußten nicht recht, was sie da suchten, viele folgten dem großen Strom, der Mode, andere machten ihr Geschäft dabei, aber der große Strom, die Mode, das Geschäft folgten doch auch dem geheimnisvollen Wunsch vieler Menschen im gesamten Deutschland und in aller Welt, die Vergangenheit wiederzuentdecken, der eigenen Geschichte nachzuspüren.

Auch die zum Zwecke einer Internationalisierung der Jugend, zum Zwecke der Schaffung der »Einen Welt« herbeigeführte und geförderte Möglichkeit der Begegnung junger Menschen verschiedener Nationen trug unbeabsichtigt zu dieser Entwicklung bei. Hatte es zunächst zwar ausgesehen, als wollten alle sich angleichen und sämtliche Unterschiede verwischen, so änderte sich das doch bald. Mit Staunen nämlich sahen die jungen Deutschen, wie selbstverständlich und unbefangen, wie frei von Schuldgefühlen man anderswo auch den düstersten Epochen der eigenen Geschichte gegenübertrat. Und junge Menschen, die in England oder Frankreich miterlebten, wie dort die für das Vaterland Gefallenen geehrt wurden, die im Fernsehen sahen, wie in Rußland ein neuvermähltes Paar nach der Trauung zunächst ganz selbstverständlich das Denkmal für die im großen vaterländischen Krieg Gefallenen aufsucht, diese jungen Menschen mußten sich folgerichtig eines Tages fragen: Weshalb dürfen wir das nicht? Weshalb gibt es das bei uns nicht? Weshalb sollen wir von unserer gesamten deutschen Geschichte nur eins behalten dürfen, nämlich Schuld und Verantwortung?

Auch hier hatten also die Umerziehungsstrategen den Bogen überspannt und eine Phase der Besinnung eingeleitet, die sich bald im geistigen und kulturellen Bereich als Heimweh nach dem Gestern bemerkbar machte.

So erlebte trotz unverzeihlicher Vernachlässigung der Geschichte in den Schulen ein Schriftsteller wie Theodor Fontane in den letzten Jahren eine regelrechte Wiedergeburt. Die sein Leben und sein Werk auszeichnende Unabhängigkeit des Denkens, der persönliche Mut bei gleichzeitigem Verzicht auf alle Phrasen und Klischees ließen seine Rückgriffe in die preußisch-deutsche Geschichte zu einer geistigen Fundgrube für junge Menschen werden. So beschreibt er in seinen »*Wanderungen durch die Mark Brandenburg*« jenes Denkmal, das die Bürger der Stadt Gransee der Königin Luise an der Stelle errichtet hatten, wo ihr Sarg auf dem

Wege von Hohen-Zieritz nach Berlin eine Nacht gestanden hatte. Das Denkmal trug auf der linken Seite des Sockels die Inschrift: »An dieser Stelle sahen wir jauchzend ihr entgegen, wenn sie, die Herrliche, in milder Hoheit Glanz mit Engelfreudigkeit vorüberzog.« Auf der rechten Seite war zu lesen: »An dieser Stelle hier, ach, flossen unsere Tränen, als wir dem stummen Zug betäubt gegensahen; o Jammer, sie ist hin.«

Dazu schreibt Fontane:

»Und wie Gransee durch dieses Denkmal sich selber ehrte, so glänzte auch sein Name seitdem in jenem poetischen Schimmer, der alles empfängt, was früher oder später in irgendeine Beziehung zu der leuchtend-liebenswürdigen Erscheinung dieser Königin trat. Die moderne Historie weist kein ähnliches Beispiel von Reinheit, Glanz und schuldlosem Dulden auf, und wir müssen bis in die Tage des frühen Mittelalters zurückgehen, um Erscheinungen von gleicher Lieblichkeit (und dann immer nur innerhalb der Kirche) zu begegnen.

Königin Luise stand inmitten des Lebens, ohne daß das Leben einen Schatten auf sie geworfen hätte. Wohl hat sich die Verleumdung auch an ihr versucht, aber der böse Hauch vermochte den Spiegel nicht auf die Dauer zu trüben. Mehr als von der Verleumdung ihrer Feinde hat sie von der Phrasenhaftigkeit ihrer Verherrlicher zu leiden gehabt. Sie starb nicht am 'Unglück ihres Vaterlandes', das sie freilich bitter genug empfand. Übertreibungen, die dem einzelnen seine Gefühlswege vorschreiben sollen, reizen nur zum Widerspruch.

Das Luisendenkmal zu Gransee hält das rechte Maß: Es spricht nur für sich und die Stadt und ist rein persönlich in dem Ausdruck seiner Trauer. Und deshalb rührt es.«

(»Wanderungen durch die Mark Brandenburg«, Nymphenburger Jubiläumsausgabe 1974, S. 94)

An anderer Stelle seiner »Wanderungen« läßt Fontane Friedrich August von der Marwitz zu Wort kommen. Dieser schildert einen Ritt durch Berlin, den Friedrich der Große ein Jahr vor seinem Tode, also 73jährig, unternahm. Es heißt dort:

»Er kam geritten auf einem großen, weißen Pferde, ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrot auf der école vétérinaire bekam. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser konditioniert, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, echt militärisch aufgesetzt war. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die

Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondell (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefe Schweigen, und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale.

Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und sowie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Halleschen Tor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen. Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der berlinischen Gassenjungen, die vor ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln wischten.

Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen, das jetzt dem Prinzen Albrecht gehört, war die Menge noch dichter, denn sie erwartete ihn da. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügeltüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügeltüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.« (aaO, S. 173)

Wenn Fontanes Werke heute einer Anteilnahme begegnen, die sich die meisten zeitgenössischen Literaten nicht zu erträumen wagen, so liegt das nicht zuletzt an seiner Abneigung gegen Übertreibung und Gefühlsduselei, an seinem untrüglichen Sinn für das Echte und Edle, aber auch daran, daß er sich nicht politischen Weisungen unterstellt, vielmehr der Einladung, sich zu engagieren, widerstanden hat. In einem Brief an seine Frau schreibt er u.a.:

*»Ich bin absolut **einsam** durchs Leben gegangen, ohne Klüngel, Partei, Clique, Koterie, Klub, Weinkneipe, Kegelbahn, Skat und Freimaurerschaft, ohne rechts und ohne links, ohne Sitzungen und Vereine. Der Rütli mit 3 Mann kann kaum dafür gelten. Ich habe den Schaden davon gehabt, aber auch den Vorteil, und wenn ich's*

noch einmal machen sollte, so macht ich's wieder so. Vieles büßt man ein, aber was man gewinnt ist mehr.«

(Brief vom 14. Juni 1883 an Emilie Fontane, aus Thale)

Doch nicht nur auf Fontane hat sich der deutsche Leser besonnen, auch Dichter wie Rilke, Mörike, Carossa, Eichendorff werden wieder gelesen und neu aufgelegt, zum Teil in Taschenbuchform zu erschwinglichen Preisen. Fritz Reuters »Ut mine Stromtid« erscheint in einer hochdeutschen Übertragung. Wie so oft zeigt sich, daß gerade die für ein Volk, für eine Landschaft, für einen Kulturkreis »typischen« Werke auch anderen Völkern etwas zu geben vermögen, daß es nicht die Volksseele ist, die den Künstler einengt, sondern nur die Voreingenommenheit, die auch in Schaffensstunden nicht schwindende Absicht, zugunsten einer bestimmten Sache zu wirken; denn dieses »Engagement« macht ihn einseitig und unwahrhaftig, läßt ihn die Kunst verraten. Dann wird Werk Scheinkultur, wird Tendenz.

Wir erleben gerade heute bei vielen zur Weltliteratur zählenden Werken, etwa bei Böll, dessen Prosa stets im rheinischen Milieu angesiedelt ist, bei Solschenizyn, der vom heiligen Rußland träumt, bei Kishon, der seine israelische Umwelt aufs Korn nimmt, daß die Menschen nicht allenthalben gleiche Zivilisation oder Scheinkultur suchen, sondern nach jenem Besonderen hungern, das nur die immer neue, frische, urwüchsige Kultur der Völker bieten kann.

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, daß am 20.3.1976 in einer sogenannten Talk Show mit dem Schauspieler Mario Adorf, dem Filmemacher Rainer Werner Faßbinder und dem niedersächsischen Ministerpräsidenten Dr. Ernst Albrecht sowohl Faßbinder als auch Adorf der von Dr. Albrecht geäußerten Meinung widersprachen, man müsse europäische Filme schaffen. Beide sagten übereinstimmend, nicht die Koproduktion, nicht der europäische, sondern der deutsche Film werde erwartet.

Vermutlich würden beide Künstler dieses Verlangen nach dem deutschen Film nicht darauf zurückführen, daß in Europa wie überall auf der Welt die Volksseele im Unterbewußtsein wirkt. Auch Gerhard Szczesny würde dem wahrscheinlich widersprechen, obwohl er in seinem neuesten Werk zugeben muß:

»Wie die beiden Weltkriege zeigen, war der Nationalismus ein unvergleichlich stärkeres Element als alle die westlichen Völker verbindenden humanitären Ideen, gesellschaftlichen Einrichtungen und wirtschaftlichen Verflechtungen, aber auch stärker als der Internationalismus der Arbeiterbewegung...«

(Gerhard Szczesny: »Die Disziplinierung der Demokratie«, Rowohlt, S. 73)

Und doch stünde es besser um den Frieden in der Welt, wenn man mehr Wirklichkeitssinn beweisen, wenn man die Tatsachen anerkennen würde, in diesem Fall das Vorhandensein von Völkern mit eigener, unverwechselbarer Lebensart, mit eigener Kultur, mit eigener Seele.

Während die Volksseele aus dem Unterbewußtsein heraus die Menschen veranlaßt, sich aus der wirren und verwirrenden Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuziehen, stellt das Ich des Menschen außer der Frage nach dem Woher aber noch die alte und ewig neue Frage nach dem Wohin und Wozu, die Frage nach dem Sinn des Lebens. Auch hier kann es im zweckerhabenen Kulturwerk, im Erleben des Wahren, Guten und Schönen eine Antwort finden.

Unter der Überschrift »Endlich einmal schön« heißt es in einer rheinischen Zeitung über die Aufführung von Schillers »Kabale und Liebe« im Wuppertaler Schauspielhaus:

»Beachtenswert war das Verhalten des Publikums, das seit Monaten in steigendem Maße seinen Unmut über moderne Dramatik in Leserbriefen kundtut. Szenen- und Schlußbeifall nahmen ungeahnte Ausmaße an. Es war, als hätten Verdurstende eine Quelle gefunden.«

(Aachener Nachrichten, Freitag, 27.2.1976, S.6)

Mode oder Besinnung? Hier muß man wohl das zweite annehmen. Hier ist es offenbar einem Spielleiter gelungen, das Jenseits im Diesseits, das Ewige im Zeitlichen spürbar zu machen und somit seine eigentliche Aufgabe als Kulturübermittler zu erfüllen. Der laute Protest des Publikums ebenso wie der stille passive Widerstand, der sich im Rückgriff auf echte Werte kundtat, hat doch etwas bewirkt. Und dieser Wunsch nach dem Zweckerhabenen, dieser Durst nach einem reinen, klaren Trunk, das ist nicht mehr Mode, das ist eine ganz allmählich herangereifte Besinnung, der sich auch die Künstler auf die Dauer nicht länger entziehen können.

Eine Entwicklung hat sich vollzogen, die Mathilde Ludendorff in ihrem Werk »Das Gottlied der Völker« mit folgenden Worten wiedergibt:

*»Ein Gesetz waltet hier weise. Im Laufe der Zeiten
senkt gottwaches Gut sich dennoch in Seelen der Menschen,
rettet die wahrhaft unsterblichen Güter, die Gottgehalt bergen,
trotz aller Torheit einer verkennenden Mitwelt und Nachwelt!*

*Es ist, als trügen die seelenvollsten Gottlieder der Völker
in sich selbst ein Gewicht, so daß tief sie sich senken
in gottwache Seelen, bis endlich niemand und nichts
Menschengeschlechter und Werk noch zu trennen vermöchte.»*

(M. Ludendorff, »Das Gottlied der Völker«, S. 26)

Die Nostalgie - das Heimweh nach dem Gestern - hat also viele Ursachen:

- das tiefe Unbehagen über die Kollektivbeschimpfung eines ursprünglich durchaus verantwortungsbewußten und zur Wiedergutmachung bereiten Volkes,
- die Erfahrung, daß der Mensch einen festen Rahmen, ein Sittengesetz braucht, um überleben zu können,
- die Langeweile und Ratlosigkeit gegenüber der Nüchternheit eines tendenziösen, zweckgebundenen, moralisierenden Kunstbetriebes,
- die Angst vor Gemütsverarmung und Seelenverödung durch den immer mehr um sich greifenden Materialismus,
- die Sorge um die Zerstörung der Natur und der Lebensgrundlagen, all das ließ die Menschen und vor allem die Jugend aufbegehren, läßt sie nach zweckerhabenen Werten suchen, der eigenen Geschichte und der eigenen Herkunft nachspüren, nach dem Sinn des Lebens fragen.

Nicht wenig hat zu dieser Besinnung die Erfahrung beigetragen, daß die Nachkriegs-Ideen von der Einen Welt, der Einen Menschheit, der klassenlosen Gesellschaft, in der jeder die gleichen Chancen hat, jeder jeden liebt, utopisch sind. Die Menschen mußten erleben, daß linke Herrschaftssysteme, wo immer sie zum Zuge kamen, ihre Macht nur durch äußerste Gewalt zu sichern vermochten. Die Stacheldrähte und Wachtürme, die Lager und Massenprozesse, die Knebelung der Geister in der Sowjetunion übertrafen bei weitem das im zaristischen Rußland ausgeübte Maß an Gewalt, der 17. Juni, die Niederrollung der Ungarn-Aufstandes durch sowjetische Panzer, der Einmarsch in Prag, die Aufrufe Solschenizyns und anderer aus der Sowjetunion Ausgewiesener oder Geflüchteter ließen auch die inzwischen älter gewordenen Links-Intellektuellen der ersten Stunde erkennen, daß der Ostblock nicht jener Hort des Humanismus, der Menschlichkeit und der reinen Vernunft war, zu dem sie ihn sich umstilisiert hatten. Sie haben den Glauben an ihre Träume verloren, und manche von ihnen sind ehrlich genug, das offen zuzugeben.

So sehr eine solche Besinnung zu begrüßen ist, so gefährlich kann sie werden, wenn Erwerbssinn und Machthunger sie für ihre Zwecke einspannen, wenn in das nun entstehende Vakuum wieder alte, abgelebte und verstaubte Vorstellungen hineinstoßen. Gerade bei der Frage nach dem Lebenssinn versuchen alte und junge Kündler verschwommener oder okkultur Heilslehren sich der Nostalgie-Welle zu bedienen, versuchen das ernsteste und tiefste Anliegen des Menschen auszunutzen, um bestimmte religiöse oder politische Ziele zu erreichen. Schon die Romantik, die Jugendbewegung, das Erwachen des Volksbewußtseins nach dem ersten Weltkrieg wurden derart abgebogen und mißbraucht. Diese Gefahr droht auch heute, nur ist die Lage insofern eine andere geworden, als inzwischen durch die Religionsphilosophie Mathilde Ludendorffs eine schlüssige Antwort auf die Sinnfrage gefunden wurde, eine Antwort, die auch die Völker und Kulturen einschließt. Damit hat die ewige Sehnsucht der Menschen ihre Erfüllung gefunden.

Freilich - die weltbeherrschenden Mächte haben einen langen Atem. Sie haben Zeit. Sie können warten. Aber die Wahrheit auch.